

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

ablehnen. Man begab sich also in ziemlich großer Gesellschaft auf eine gewisse Brücke, dem gewöhnlichen Standorte des Fischers. Dort hatte sich schon, ohne Wissen desselben, Einer voraus unter der Brücke ins Wasser hingestellt, welches an dieser Stelle nicht tief ist; er hatte einen Vorrath lebendiger Fische und noch etwas anderes bei sich, und paßte auf. Der Fischer warf nun die Angel aus, und wie der Strom dieselbe unter die Brücke trieb, heftete ihm der unter der Brücke schnell einen Fisch daran. So zog der oben einen Fisch nach dem andern herauf, und war ganz erstaunt über den ungewöhnlich guten Fang, froh, daß ihn das Glück so begünstigte, und seinen zweifelhaften Ruf bestätigte. Auf einmal zapfte es wieder an der Angel, der Fischer wollte schnell herausziehen; diesmal war aber die Last so schwer, daß beinahe die Gerte brach. Ha! rief er aus mit triumphirenden Blicken, jetzt habe ich einen Karpfen oder einen Hechten! Er zieht mit Behutsamkeit. — Eine Ahle! riefen Alle mit verbissenem Lachen. — Er zieht in die Höhe, und was hängt an der Angel? — Ein paar Knackwürste. Wie verblüfft unser Fischer bei dem Anblicke dieses sonderbaren Fischfanges war, läßt sich leicht denken; des Gelächters von Seiten seiner Kameraden und der übrigen fremden Zuschauer, die sich nach und nach hinzugesellt hatten, wollte kein Ende mehr werden. Von dieser Stunde an behielt derselbe den Namen Knackwürstfischer.

Die geschickten Jäger.

Dieser Fischer erinnert mich an zwei geschickte Jäger, mit denen ich meine Leser auch bekannt machen will. Zwei junge Herrchen, müde bei Wällen auf leichtsinnige Mädchen Jagd zu machen, entschlossen sich, zur Abwechslung, eine Jagd zu mietzen und ein port d'arme zu nehmen, ihre Geschicklichkeit auch an eßbarem Wildpret zu versuchen. Sie hatten zwar vom Waidwerke weder Wissenschaft noch Übung; das kümmerte sie aber wenig. Die Jugend schlüpft heutzutage (wenigstens ihrer Meinung nach) mit allen Gaben und Kenntnissen ausgerüster aus dem Kinderjäckchen heraus, und lacht über die alten Pedanten, die sich vermessen ihr Lehren geben zu wollen. Sie hatten prächtige Doppelsinten gekauft, feintüchene Jagdwesten beim berühmtesten Schneider sich machen lassen: was braucht es mehr? Wehe den armen Hasen

und Rehen, die ihnen in den Schuß kommen, das wird eine Niederlage geben! In einem schönen, wolkenlosen Tage gehen sie hinaus, probiren unter Wags ihr Jagdgewehr an einem Scheuerthor, und siehe da! sie haben es auf fünfzehn Schritte nicht verfehlt. Nun erreichen sie den Forst; bald hatten auch ihre Hunde Wildpret aufgetrieben. Man macht sich schußfertig; aber die verfluchten Hasen wollten nicht stehen bleiben; die Schrote flogen zum Nohre heraus, treffen überall hin, nur das Ziel nicht. Als die Sonne schon hinter die Berge sich versenken wollte, waren die Jagdtaschen noch leer. Mühsüchtig treten sie den Rückweg an, den Spott berechnend, der ihnen zu Theil werden wird, wenn sie ihren Freunden erzählen müssen: wir haben den ganzen Tag gejagt, viel geschossen und nichts getroffen. Auf dem Heimwege begegnen sie einem Bauern mit einem lebendigen Hasen, den er auf seinem Acker mit einem Stricklein gefangen hatte. Glückliches Ereigniß! sie kaufen dem Landmann den Hasen ab; jetzt war ihnen geholfen. Aber der Hase muß erschossen werden, das versteht sich von selbst; es schießt sich nicht lebendiges Wildpret von der Jagd mitzubringen. Hans Langohr wird an einen Baum gebunden, der eine Jäger geht sechs Schritte zurück, nimmt ihn auf die Muck und drückt los. Wie aber doch manchmal der Teufel sein Spiel hat! der Schuß schneidet den Strick entzwei, an dem der Patient gebunden war; der Hase läßt sich nicht zweimal sagen, nimmt Reißaus, und läuft noch.

Von den Jägern selbst hat der hinkende Bote zwar diese Geschichte nicht erfahren, sie haben mäuschenstill dazu geschwiegen; der Bauer aber, der den Hasen verkauft und diese Begebenheit mit angesehen hat, der hat es ihm erzählt, und zugleich den schönen Fünffrankenthaler gewiesen, den er für den Hasen empfangen hatte.

Das verfehlt Ofenloch.

Auf einem benachbarten Dorfe ward die Hausfrau frühe Morgens vor Tag beschäftigt Brod zu backen. Als der Ofen eingehitzt war, schoß sie zum Rekognosziren einen Flammkuchen ein. Dieser gerieth vortreflich, und roch der Frau so appetitlich in die Nase, daß sie sich sogleich drüber hermachte, und diesen Morgen-Zimbiff mit einem tüchtigen Glas Brantwein begleitete. Der Hefengeist behauptete bald sein Recht, und

die gu
Doch
emfiel
Der
üblich
selben
Rücker
gätsche
Kücher
hatte
komme
den S
aber d
dem a
großer
Dorfer

Ma
mehr
kende
in der
Beispi
lange
Straß
Karren
Maich
der S
keit an
haben
Straß
thats
fleißig
Garten
uns i
sich d
Begier
Ein g
Wein
Fleiß
eigene
Lücken
vom
und f
nicht
Fasse
dersell
macht
her, i
war.
schickl
vstlich

die gute Frau wurde ein wenig konfus im Kopfe. Doch blieb ihr Besinnung genug, daß es ihr einfiel, es sey nun Zeit das Brod einzuschiefen. Der Backofen war aber, wie es in Dörfern üblich ist, so gebaut, daß die Oeffnung desselben mit der Wand gleich stand, und der Rücken gieng hinaus auf ein kleines Nebengäßchen. Neben dem Backofen war das kleine Küchenfenster, dessen Laden die Frau geöffnet hatte, damit der Rauch einen Ausweg bekommen. Jetzt ergriff die fleißige Hauswirthin den Hälter, setzte den Teig darauf, verfehlte aber das Ofenloch, und schoß einen Laib nach dem andern durchs Küchenfenster hinaus, zum großen Jubel der Hühner und Gänse des Dorfes.

Durch Schaden wird man klug.

Man sagt immer, es geschehe nichts neues mehr unter der Sonne, und doch hat der hinkende Bote etwas erfahren, wovon man weder in der alten noch in der neuen Geschichte ein Beispiel findet. Erfunden ist es zwar schon lange, daß man, um den Staub auf den Straßen niederzuschlagen, ein Faß auf einen Karren legt, welches hinten mit einer Begießmaschine versehen ist; man fährt sodann auf der Straße auf und ab, und läßt die Flüssigkeit auf den Boden hinlaufen. Die Straßburger haben dies oft gesehen auf der Ruprechtsbaurstraße. Zwar nicht im Sommer 1821, denn da thats nicht Noth, und der Himmel sorgte selbst fleißig fürs Begießen, mehr als es den Herrn Gartemirthen lieb war. So splendid aber bei uns in Straßburg alles hergeht, so hat man sich doch bisher damit begnügt, zu dergleichen Begießungen gemeines Bachwasser zu nehmen. Ein gewisser Herr hat aber die Straße mit Wein begossen. Freilich soll es nicht ganz mit Fleiß geschehen seyn; denn er war in höchst eigener Person ins Weinland gefahren, die Lücken seines Kellers auszufüllen. Er suchte sich vom besten aus, ließ sein Faß damit füllen, und fuhr gerost nach Hause. Wie man aber nicht auf Alles denken kann, so ließ er dem Fasse die edle Freiheit, und es bediente sich derselben nach Lust; bei dem holperichten Wege machte es sich bequem, drehte sich hin und her, und ruhete nicht, bis das oberste unten war. Der Spunde, aufgebracht über seine ungeschickliche Lage, fuhr zornig heraus, und der süßliche Nebenjaft verließ sprudelnd seine Hei-

berge, ohne daß es der Eigentümer bemerkte. Es war schon Nacht, als er nach Hause kam. Der Kiefer wurde gerufen, um den Wein einzutellern. Das Faß folgte ihm ganz willig und leicht mit einem hohlen Tone. Da rief er auf einmal verwundert aus: Herr! das Faß ist ja leer. — Was? was? spundevoll ist es! — Ja Herr, wenn ein Spunde darauf wäre! — O wehe! was gabs da für Gesichter!

Was soll aber diese Geschichte im Kalender? wird mancher vielleicht sagen. — Seinem Wahlspruche getreu, zum Nutzen und Vergnügen, denkt der hinkende Bote, daß diese Geschichte, obschon eben nicht sonderlich belustigend, doch belehrend seyn mag. Wer dieses liest, wird nun wohl nicht leicht, wenn er Wein führt, die Vorsicht außer Acht lassen, seine Fässer fest zu knebeln. Es wird also vielleicht dadurch irgend ein ähnlicher Schaden verhütet, und das wäre, meine ich, dankenswerth.

Der verunglückte Freyer.

(Eine wahre Geschichte des laufenden Jahres, als eine Warnung an leichtsinnige Jünglinge und Freyer.)

Im einem Dorfe disseite des Rheins gelegen, in einer sehr fruchtbaren Gegend, wo mithin die Einwohner sich überhaupt in einem ziemlichen Wohlstande befinden, und an Einsichten, Klugheit, Betriebsamkeit im Ackerbau gewiß nicht unter die niedere Klasse der ländlichen Hauswirthen zu rechnen sind, wandelte einen jungen Menschen die Lust an, einem Mädchen den Hof zu machen, welches in seiner Einbildungskraft von der Vorsicht für ihn geschaffen zu seyn schien, um durch die geheiligten Bande der Ehe einst als eine unzertrennbare Gefährtin dieses Lebens hienieden sein Glück auszumachen. Allein, wenn schon je bei dergleichen Gelegenheiten Schwierigkeiten obwalteten und große Hindernisse im Wege standen, welche zu übersteigen viele Mühe und Klugheit erforderten, so war es hier der Fall. Doch dies schreckte den Verliebten nicht ab, und er dachte, wie es im Sprichwort heißt: Lust und Lieb zu einem Ding macht alle Mühe und Arbeit gering; und, Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Um einen sichern Fang zu machen, muß man einen Köder oder eine Lockspeise zubereiten. — Was Raths also hier? Ein schöner goldener Ring mußte gekauft werden, und auch noch andere

hübsche Sachen, um dem Liebchen eine Anbinde damit zu machen. Er selbst, um mehr Ansehen zu gewinnen, mußte nun auch für gewisse Gelegenheiten des Vergnügens klingende Sorten in der Tasche haben, welche ihm die Zeitumstände nicht gestatteten; er mußte eine schöne Uhr tragen, silberne Sporn u. dgl., wie auch Kleider von einem geschmackvollern Schnitte und besserer Qualität. Und hatte er nicht recht? das Kleid macht ja den Mann. Nur eins fehlte noch; und was denn? ha! eine Kleinigkeit: das Geld. Doch hier ward auch bald geholfen; denn die Liebe ist ersunderlich, wie man zu sagen pflegt. Er wandte sich also natürlicherweise an einen Juden, (denn bei wem anders sollte man heutzutage Geld suchen?) und dieser, gewiß aus zärtlichem Gefühle des Mitleidens, erbarmte sich sogleich über diesen schmachtenden Liebhaber, und ließ ihm, gegen eine gut versicherte Schrift, so viel Geld als nöthig war; ließ aber zu seiner bessern Versicherung eine mehr als doppelte Summe schreiben, sammt rühmlichen Zinsen; welche für diesesmal, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, alle bisher noch bekannte Zinsen weit übertreffen mußten, wie es sich leicht denken läßt. Unter dessen schien das Glück des Freyers gemacht zu seyn. Ohne Verweilen suchte er seinen tief ausgedachten Plan auszuführen. Der Anfang schien für ihn sehr günstig und schmeichelnd zu seyn; und wer weiß, ob er nicht seinen Zweck glücklich erreicht hätte, wenn nur der Jude — ach, der Jude! — welcher ein harter Streich des Mißgeschickes! — Die gefetzte Zahlfrist war vorüber, und sogleich forderte der Jude das Geld; aber es war keines vorhanden. Also: schreibe! schreibe! schreibe! und so hieß es nach jeder verfallenen Frist, bis 12 Weckerchen, und somit endlich das ganze Vermögen verschrieben war. Der allzuehrliche Jude wollte, aus bekannter Menschenliebe, sich mit diesem jungen Menschen in keinen Gerichtsbandel einlassen; und schämte sich an einem Orte, wo er schon vielen schönen Verdienst gehabt, manchen feinen Schnitt gemacht hatte, und noch zu machen hoffen konnte, in den Ruf zu kommen, einen jungen Menschen ins Unglück gestürzt zu haben. Er verkaufte also seine Industrieerzeugnisse an einen andern Juden (ich weiß nicht von welcher Nation), und der unglückliche Freyer konnte am Ende jenes bekannte Liedchen singen: O du lieber Augustin, 6' Geld ist hin, 6' Mensch ist hin! O du lieber Augustin, alles ist hin!

Das billige Gebot.

Ein Mittelgedicht.

Des reichen Müller-Jörgen Hans,
Beinah' so dumm wie eine Gans,
Und stolzer als ein Pfau — denn eben
Die Dummsten wollen sich das größte Ansehn
geben. —

Hans war schon längst darauf bedacht,
Was ihn wohl groß vor Andern macht.
Nun ist ihm endlich eingefallen,
Was Hansen größer macht vor Allen:
Ein' Uhr im Sack, das ziert den Mann,
Und giebt ihm Ehr' vor Jedermann.
Hans kam gleich in die Stadt gelaufen
Sich eine schöne Uhr zu kaufen.
Er sah der Uhren große Zahl,
Zu treffen war es schwer die Wahl.
Nachdem er alles durchgewühlet,
Und alle Uhren angefühlet,
Stellt sich von Silber eine dar,
Die wohl der Uhren größte war.
Jetzt war für Hans die Wahl getroffen.
Er spricht: Nun sagt im Ernst und offen,
Was wohl der Preis derselben sey?
Zehn Thaler. — Was? ... zu viel bei meiner
Tren!

Zehn Thaler! nein; doch sieben will ich
geben. —

So kriegt ihrs nicht in euerm Leben.
Hans sieht em Weilschen gaffend still,
Bedenkend was er machen will.
Er sieht ein goldnes Uehrchen hangen,
Und niedlich mit Brillanten prangen.
Sagt: Aus soll unser Handel seyn,
Wenn Ihr mir gebt dies Uehrchen drein.

Der Asche-Lieferant.

Ist der geneigte Leser etwa ein Seifenfieber,
oder brennt er Steinkohlen in der Haushaltung,
und der Frau Gemahlin gebrichts an Asche zur
Wäsche? — Der hintende Bote kann ihm lie-
fern im nemlichen Akkord wie jenem, wovon er
jetzt erzählen will.

Da begegnet mir kürzlich ein Seifenfabrikant,
der aufs Land gehen wollte, um Asche zu kaufen.
Wer wird denn so weit nach der Asche laufen,
sagte ich ihm; ich kann Ihnen soo Sefer (Seifen-
fel) liefern. — Zu welchem Preise? fragte er
mich. — Der Herr kauft mir alle Jahr einert
Kalender ab; ich will darauf Rücksicht nehmen,

und es billig machen: Er zahlt mir 15 Sous für den Sester, und ein Gabelfrühstück im rothen Haus, oder auf der Schneiderstube, oder wo er sonst will; mir ist es gleichgültig, ich habe überall guten Appetit. — Ha, nun merke ich, sagte der Seifensieder: der hinkende Bote möchte mir einen von seinen gewöhnlichen Streichen spielen. — Ei, bei Leibe nicht, antworte ich ganz ernsthaft, wir wollen den Kontrakt beim Notarius aufsetzen lassen. Der Seifensieder war es zufrieden, und nun giengen wir zum Frühstück. Da dieses verzehrt war, begaben wir uns zum Notarius, der, nach vernommener Sache, den Kontrakt sogleich aufsetzte, und uns denselben sodann vorlas. Gut! sagte ich, nur ist noch ein Punkt vergessen, daß nemlich der Herr Seifensieder da mir das nöthige Holz dazu liefert, sonst ist es ja pure Unmöglichkeit ihm die Asche so wohlfeil zu liefern. — Spitzbube! sagte der Seifensieder lachend (denn er versteht Spas, und es kommt ihm auf Etwas nicht an), ein andermal, wenn ich wieder einen Akkord schliesse, so gehen wir zuerst zum Notarius, und nehmen erst hiniernach das Frühstück.

Das richtige Augenmaaß.

Es ist doch nichts über ein richtiges Augenmaaß, daß man nicht jedesmal Zirkel und Lineal mitnehmen muß um eine Sache abzuschätzen. Spielet mir einmal Billard, besonders in Straßburg, wo man so scharf Doublee spielt, daß man glauben sollte die Herrn Billardspieler hätten dort die ganze Geometrie mit ihren Winkeln lebendig im Kopf; oder theilet mir einmal einen Apfelsuchen bei einer Kindstaufe in so viele gleiche Stücke als Gäste da sind, daß keiner leer auskomme: habt ihr kein gutes Augenmaaß, so werthe ich, ihr bringet keinen Ballen ins Loch, oder ihr schneidet ein paar Kuchenstücke zu viel oder zu wenig. Bei keiner Handthierung kann ein gutes Augenmaaß etwas schaden; besonders aber rühmen sich die Schneider ihnen sey es ganz unentbehrlich, und behaupten, daß nur ein richtiges Augenmaaß ihr Handwerk zur Kunst erhebt, und so zu sagen, adelt. Nur sind sie gewöhnlich billig und sagen: in solchen Fällen nimmt man lieber etwas mehr als etwas weniger; der Schaden ist dann nicht so groß, und man ist doch seiner Sache gewiß. — Wo will das hinaus, hinkender Bote? sagt hier Meister Knopsloch, das Krafftgenie seiner Kunst;

Habt ihr vielleicht selbst kein gutes Augenmaaß gehabt, und für den Kalender dem Buchdrucker etwann nicht genug Zeugs geliefert? Euer Gewäsch hat mir fast das Ansehen, als müßtet ihr in der Eile ein Loch zustopfen, und habt keinen Fleck mehr. — Geduld, Meister Knopsloch, ihr solltet gleich sehen wo mein Gewäsch hinaus will.

Ein angesehenener Handelsmann läßt einmal seinen Leibschneider rufen, und wie er ihm ein artiges Restlein Tuch aus seinem Laden hinlegt, sagt er ihm, daß er für seine zwei Bublein Kamisol und Hosen daraus machen soll. Der Meister legt das Tuch auseinander, besetzt bald die Bublein, bald das Tuch, und sagt endlich, nachdem er ein wenig im Kopf gerechnet hatte, laut: Mein, es langt nicht, Herr. Gut, spricht der Kaufmann, so will ich warten, bis ein anderes größeres Restlein kommt. — Weil ihm aber doch das Stück Tuch gar zu ansehnlich vorkam, läßt er selbigen Tag noch einen andern Meister kommen, und dieser sagt, nach ein Bißchen hin und herrechnen: Ja, Herr, es langt. Also nimmt er das Maas, und am nächsten Sonntag giengen die zwei Bublein in neuen Kamisolen und Hosen in die Kirche mit dem Vater. Aber des Meisters eigenes Sohnlein auch, daß der Kaufherr, als er es erblickte, lachen mußte, denn er war ein guter Mann, dem es auch auf ein paar Hosen nicht anzukommen brauchte, weil er reich war. Allein, der Kuriosität wegen, läßt er doch seinen Leibschneider kommen, lacht ihn aus, und sagt: „Ihr seyd noch nicht ganz „Meister in eurer Kunst, und müßt ein schlechtes Augenmaaß haben. Wißt ihr, das Restlein, „was ich vorlegte, habt ihr gesagt, lange „nicht für meine zwei Kinder; und euer Amtsbroder hat nicht allein meine Bublein gekleidet, sondern auch seines. Ich habe es gestern „in der Kirche damit gesehen. Dieser versteht „es, meine ich, besser.“ Nicht ganz, erwiederte der Meister; dieser hatte gut sagen, daß es langt, weil sein Bublein ohngefähr in der Größe ist von den eurigen. Mein Schlingel ist aber einen Kopf größer, und deswegen sagte ich: es langt nicht.

Der Kaufherr nahm seinen Leibschneider wieder zu Gnaden auf, von wegen seiner Aufrichtigkeit, und lernte dabei, daß auch der ungeschickteste Kleiderkünstler doch ein richtiges Augenmaaß besitzt, wenn er ein Bublein zu Hause hat.